

Leben in der Gemeinde

Leben in Nachbarschaft - *PD Dr. Johannes Degen*

Da fiel ein Stein ins Wasser - *Philipp Nessling*

Die Zeit der Anstalten ist vorbei - *Hephata auf dem 30. Ev. Kirchentag*

HephataMagazin

EINBLICKE - ANSICHTEN - AUSBLICKE

Nr. 8
April/05



Inhalt

HephataMagazin
Ausgabe 08 | April 2005



Fotos Titel und Rückseite:
Udo Leist

Editorial	01	Ratlos, isoliert oder vereinsamt? 16 KoKoBe's bieten flächendeckende Beratungsangebote für Menschen mit Behinderungen, Angehörige und Betreuer
Leben in Nachbarschaft Von dem Selbstverständlichen, das erst noch selbstverständlich werden muss! PD Dr. Johannes Degen	02	
„... im Glauben viel mehr geerdet ...“ Integration in Wuppertal-Langerfeld	06	Gegen Separation: Christliche Gemeinde Ein Interview mit Dirk Thamm, Reformationskirchengemeinde Neuss
Leben in der Gemeinde Connys Auszug aus Ihrem Elternhaus in eine Wohngemeinschaft	08	Namen und Neuigkeiten 19
Da fiel ein Stein ins Wasser Die Entstehung der ersten Hephata-Wohngruppen in Essen vor 10 Jahren	10	Was bedeutet dir eigentlich Kirche? 20 Ein Interview aus der Redaktion Zukunftsleben
Die Zeit der Anstalten ist vorbei Besuchen Sie Hephata beim 30. Kirchentag in Hannover	12	Neu sehen 21 Gedanken von Nikolaus Schneider Präses der Ev. Kirche im Rheinland
Erklärung zur Gemeinschaft zwischen behinderten und nicht-behinderten Menschen in der Kirche Erklärung der Landessynode der EKIR vom 16.01.1998	14	Ein Besuch in Hephata - nach 60 Jahren 22 Wenn sich die Geschichte plötzlich offenbart
		Aktuelle Termine 24

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

alle reden vom Geld – aber die Art und Weise, wie wir über Geld reden, offenbart zu einem wesentlichen Teil, wes Geistes Kind wir sind. Tatsache ist, dass die Kosten für die so genannte Eingliederungshilfe von Menschen mit Behinderung zwischen 1995 und 2003 um mehr als 50% gestiegen sind. Von so genannter Eingliederungshilfe muss man deshalb sprechen, weil 2003 immerhin 92% der gesamten Mittel (9,6 Mrd €) für stationäre Hilfen aufgewendet wurden, sprich: für die ‚Versorgung‘ von Menschen mit Behinderung in Heimen und Anstalten. Die Eingliederungshilfe finanziert somit in erheblichem Umfang die Ausgliederung von Menschen. Was bleibt den Kostenträgern denn auch übrig angesichts einer Angebotslandschaft, die gerade in Deutschland immer noch von Organisationen dominiert wird, die stolz sind auf große Platzzahlen unter einem Dach, auf ‚Dörfer‘, in denen Menschen mit Behinderung weitab von Stadt und Alltag leben, stolz auch auf umzäunte ‚Schutzräume‘, die Menschen isolieren und bevormunden.

Dass die Kosten für Menschen mit Behinderung ansteigen, ist übrigens auch eine Folge der Tatsache, dass nach den Mordaktionen der Nationalsozialisten erstmals eine Generation von Menschen mit Behinderung in Deutschland wieder alt wird. Und zusätzlich spielt hier natürlich auch der uns allen selbstverständliche Fortschritt im Bereich der Medizin eine wichtige Rolle.

Und wo wir gerade vom Geld reden: Bemerkenswert ist, dass die zunehmende Kostenbelastung der Eingliederungshilfe auch damit erklärt wird, dass Menschen mit Behinderung heute mehr als früher nach Unabhängigkeit streben, heraus aus der Familie. In dieser Erklärung kann sich der Wunsch verstecken, dass die kostenlose lebenslange ‚Versorgung‘ von Menschen mit Behinderung in ihrer jeweiligen Familie ‚billiger‘ ist und nach Möglichkeit beibehalten werden sollte.

Und auch ein Vorwurf klingt hier an, dass es gerade jüngeren Menschen mit Behinderung nicht wirklich zusteht, nach einem eigenen, außerfamiliären Leben zu streben wie ihre übrigen Altersgenossen.

Geldthemen sind Wertthemen. Vor diesem Hintergrund thematisiert diese Ausgabe des HephataMagazins Erfahrungen und Wünsche, die ein Leben in Gemeinde und Kommune betreffen, ein Leben, das von nachbarschaftlicher Nähe und Vielfältigkeit bestimmt ist. Es ist nicht teurer, wohl aber humaner, wenn Menschen mit Behinderung nicht daran gehindert werden, ein solches Leben nebenan, als geachtete Mitglieder der Bürgergesellschaft zu leben. Allerdings fehlt es noch allzu sehr an unterstützenden, begleitenden ambulanten Angeboten, damit ein solches Leben gelingen kann. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, neben unseren sonstigen Diensten verstärkt auch ambulante Hilfen zu entwickeln und anzubieten.

Ihr Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata
PD Dr. Johannes Degen

Dipl.-Kaufmann
Klaus-Dieter Tichy



Leben in Nachbarschaft

Von dem Selbstverständlichen, das erst noch selbstverständlich werden muss!

Text: Johannes Degen Fotos: Udo Leist, Uli Pergher, Hephata-Archiv



Zentralgebäude Benninghof, Mettmann. Erste Auszüge seit 2004.

„Es ist normal, verschieden zu sein.“

Dieses Wort des ehemaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker ist aktuell genug, um in aller Kürze ein Programm zu beschreiben, das das Zusammenleben von Menschen zum Ziel hat, von verschiedenen, unterschiedlichen Menschen.

Aber was ist normal? In Deutschland ist es noch längst nicht normal, dass Menschen, die wir als behindert ansehen, Tür an Tür mit uns wohnen. Nachbarschaftliches Zusammenleben dieser Art muss erst noch zu einer unverrückbaren Selbstverständlichkeit werden. Es gibt immer noch den mehr oder weniger heimlichen Wunsch, Menschen mit Auffälligkeiten, mit geistigen Einschränkungen, mit sprachloser Lebendigkeit und ungewöhnlichen Lebensäußerungen in Anstalten und großen Heimen zu konzentrieren, sie aus dem alltäglichen Blickfeld zu ent-fernen, sie in die Ferne zu rücken von dem, was wir als unsere Normalität ansehen.

Auf diesen heimlichen, unausgesprochenen Wunsch haben sich viele insbesondere christliche Organisationen seit dem 19. Jahrhundert und andauernd bis heute eingestellt, haben Menschen mit Behinderung aus ihrer Nachbarschaft auswandern lassen in Heime, wo – mit ganz gewiss besten Absichten – spezialisierte Hilfen möglich sind.

Räumlich-geographisch, hinsichtlich der Kontaktmöglichkeiten und der Behandlungsformen waren und sind diese helfenden Orte „vor den Toren der Stadt“ angesiedelt, eine weithin gemiedene Sonderwelt, ohne Nachbarschaft. Das alles ist nicht längst überholte Vergangenheit, es ist aktuell: am Rande einer rheinischen Großstadt, zwei bis drei Kilometer von der nächsten Wohnbebauung entfernt, im Zwickel zwischen einer S-Bahnlinie und einer Landstraße, ohne Busverbindung und Nachbarn, mitten auf die grüne Wiese baut eine bundesweit tätige Elterninitiative ein Wohnheim für Menschen mit geistiger Behinderung – erschreckender Beleg für ein Hilfeverständnis im Sinne des Ent-fermens.

Vielleicht ist es ja auch leichter gesagt als getan: Nachbarschaft mit sehr verschiedenen Menschen gestalten und aushalten. Nein, es ist nicht wirklich schwierig: die Erfahrungen, die die Evangelische Stiftung Hephata seit einigen Jahren macht, sprechen eine deutliche Sprache. Nachbarschaftliches Zusammenleben ist möglich, es gelingt.

Aus der zentralen ehemaligen ‚Anstalt Hephata‘ in Mönchengladbach sind die meisten Menschen bereits ausgezogen, ein ähnlicher Prozess ist auf dem Benninghof bei Mettmann in Gang gekommen.

Ausziehen aus ‚der Anstalt‘ in ein kleines Wohnhaus, in dem 12 bis 14 Menschen wohnen – hier und da ist die Zahl der Hausbewohner auch noch geringer! –, in eine Nachbarschaft zurückkehren, aus der man irgendwann einmal aus Mangel an Alternativen zur Anstalt hat auswandern müssen – dafür haben sich unterdessen schon mehr als 200 Menschen entschieden und es werden noch einmal so viele sein.

Damit ein Leben in Nachbarschaft gelingen kann, halten wir uns bei unseren Veränderungsmaßnahmen unter der Überschrift **„Die Zeit der Anstalt ist vorbei“** an fünf Grundsätze.

Zum einen sollen die neuen Wohnhäuser, für die die auszugs- und veränderungswilligen Menschen sich entscheiden können, so gelegen sein, dass von ihnen aus die Geschäfte für den täglichen Bedarf zu Fuß

zu erreichen sind. Eine Bushaltestelle sollte ebenfalls in der Nähe vorhanden sein. Also kein Wohnhaus weitab im Grünen, in mehr oder weniger unbelebter Umgebung, in einem isolierenden Umfeld.

Zum anderen gehen wir davon aus, dass nicht jeder, der zuvor im umgrenzten Bereich eines Heimes oder einer Anstalt gelebt hat, überall und in jeder Nachbarschaft wohnen kann. Ungewöhnliche Lebens-

äußerungen, die zur unverwechselbaren Persönlichkeit eines Menschen gehören, müssen bei der Wahl einer Wohnumgebung berücksichtigt werden, damit es nicht zu andauernden Spannungen von Haus zu Haus kommt. Nicht gerade ein eng anliegendes Reihenhaus ist für einen solchen Menschen geeignet, sondern etwas Abstand. Wechselseitige Annahme soll möglich sein, nicht das Gefühl, ständig zu stören oder sich an Störungen reiben zu müssen.

Einige unserer Richtlinien für die Vorbereitung eines Lebens in Nachbarschaft

1. Das Umfeld muss stimmen
2. Nicht jeder kann überall wohnen
3. Kein Mensch ist grundsätzlich ausgeschlossen
4. Die Nachbarn müssen frühzeitig gewonnen werden
5. Die Arbeit der Profis wird anders: ASSISTENZ

geschoben in eine eigene Welt? Das Verstecken, das Abschieben in spezialisierte Einrichtungen und das ‚Vergessen‘ von Menschen nach dem Motto ‚Aus den Augen, aus dem Sinn‘ – das alles kann nicht wirklich zusammengehen mit einer christlich-humanen Sicht des Menschen.

Wichtig ist aber auch, dass nachbarschaftliches Leben nicht bedeuten muss, dass Menschen, die mit Einschränkungen leben, so tun müssen, als

Erlebbarer Nachbarschaft, die sich auf diese Weise anbahnen lässt, ist die beste Voraussetzung für ein akzeptierendes Zusammenleben. Lediglich in einem sehr frühen Stadium des Baus eines neuen Wohnhauses, etwa im Zusammenhang des Grundstückskaufes, haben wir in einigen wenigen Einzelfällen die Erfahrung gemacht, dass Vorbehalte und Ablehnung



Inzwischen unbewohnt das Julius-Disselhoff Haus, Mönchengladbach

Drittens ist es unser Grundsatz, den wir bisher bei der Auflösung unserer Anstaltsverhältnisse einzuhalten bestrebt waren, dass keinem Menschen, wie sehr er auch behindert ist, die Wahlmöglichkeit vorenthalten werden darf, außerhalb ‚der Anstalt‘ in einem nachbarschaftlich eingebundenen Wohnhaus zu leben. Es kann nicht sein und ist für niemanden gut, wenn diejenigen, die man mit dem schrecklichen Etikett ‚Schwerstmehrfachbehinderte‘ versieht, als Rest in einer zentralen Heimsituation zurückbleiben, als eine Ansammlung ‚besonders schwieriger Fälle‘.

Kleingedrucktes, auf das besonders zu achten ist, wie im ‚richtigen‘ Leben:

Ich halte hier in der Darstellung unserer Grundsätze inne und frage, was als tiefere Motivation hinter diesem Anspruch und der unterdessen bewährten Erfahrung liegt, niemanden von dem Angebot des nachbarschaftlichen Lebens und Wohnens auszuschließen. Es gibt zunächst ein elementar christliches Motiv. Zum Leben ‚unter Gottes Augen‘ gehören alle, buchstäblich alle menschlichen Lebensäußerungen, die scheinbar gewöhnlichen wie auch die ungewöhnlichen. In diesem Zusammenhang kann man nicht deutlich genug sagen, dass Würde und Wert allen Menschen zukommen. Weshalb sollten dann die, die -bezogen auf unsere Normalitätsvorstellungen-, ‚aus dem Rahmen fallen‘, von nachbarschaftlicher Teilhabe und Teilnahme ausgeschlossen sein, ab-

gäbe es diese Einschränkungen nicht, als wären sie im Sinne der Mehrheitskultur ‚normal‘. Menschen, die sich als behindert erleben, brauchen ihre Eigenkultur, sie brauchen bei aller Integration in den Alltag der Gesellschaft ihre Nische, den Austausch mit ihresgleichen, das Ausleben ihrer Eigenart. Das gilt nicht für alle, Pauschalisierung ist unangebracht. Und ein solches Bedürfnis nach Eigenkultur scheint auch nicht immer und durchgängig vorhanden zu sein. Für die, die Wohnangebote für diese Menschen organisieren, wie es die Evangelische Stiftung Hephata tut, heißt dies: Wohnhäuser, die nachbarschaftlich integriert sind, müssen offen genug sein, damit sich in ihnen nicht wieder eine bevormundende Heimatmosphäre fest- und fortsetzt; sie müssen aber auch den Rückzug und die Intimität des besonderen, eigenwilligen Zusammenlebens von verschiedenen Menschen ermöglichen.

Der **vierte** Grundsatz betont die Notwendigkeit, ein neues Wohnhaus – sei es angemietet oder als Neubau errichtet – in der Nachbarschaft so früh wie möglich anzukündigen und vorzustellen. Mehr noch: wir bringen die künftigen Hausbewohner mit den Nachbarn, mit Vertretern der örtlichen Kirchengemeinde und der Kommune im Rahmen eines Informationsabends zusammen. Diese persönliche Begegnung ist besser geeignet, Ängste und Vorurteile abzubauen als viele Worte über die Menschen und ihre Köpfe hinweg-

benachbarter Haus- und Grundeigentümer sich als so schwerwiegend erwiesen, sodass wir auf das Vorhaben verzichtet haben. In Deutschland sind auf Grund der ausgeprägten Heim- und Anstaltstradition offenbar besonders sorgfältige Begleitmaßnahmen notwendig, damit nachbarschaftliches Zusammenleben gelingen kann.

Die neuen Wohnhäuser, rund 100 Wohnadressen, sind über das gesamte Gebiet des Rheinlands verstreut. Damit hat sich **fünftens** ganz erheblich auch die Arbeitssituation der Mitarbeitenden verändert. Sie müssen vor Ort verantwortlich entscheiden und handeln. Ihre Aufgabe besteht mehr und mehr darin, neben der persönlichen Begleitung der Hausbewohner die Zusammenarbeit und die Kommunikation mit Nachbarn, Gemeindevetretern, Angehörigen und den Freunden der Hausbewohner unterstützend zu organisieren.

Wir sprechen in diesem Zusammenhang lieber von Assistenz als von Hilfe und Betreuung. Und wir haben in den vergangenen Jahren mit eigenen Qualifizierungsmaßnahmen viel dafür getan, dass die für die einzelnen Wohnhäuser verantwortlichen Leitungspersonen befähigt werden, ihrer Aufgabe vor Ort gerecht zu werden, weit ab von der Leitung der Stiftung, eingebunden in die jeweilige Stadt.

...zufrieden...?

„Vorher – Nachher“

das war das Thema einer Abschlussarbeit von vier Mitarbeitenden, die an der 4. Talentschmiede 2003/2004 der Stiftung teilgenommen haben. Mit einer evaluierenden Befragung wurden Vor- und Nachteile des dezentralen Lebens, Wohnens und Arbeitens von Menschen untersucht, die ursprünglich zentral auf den Anstaltsarealen in Mönchengladbach und Mettmann/Benninghof gelebt haben. Ebenso wurden Mitarbeitende befragt, die zuvor ‚zentral‘ tätig waren. Alle Befragten ließen erkennen, dass die neue Lebens- und Arbeitssituation ‚außerhalb der Anstalt‘ deutlich mehr Möglichkeiten der Entwicklung, der Selbstbestimmung und der Eigenverantwortung bietet.

Verfasser der Untersuchung: Maria Malatesta, Ulrike Breuer, Frank Jansen, Stefan Besser

Das Angebot nachbarschaftlicher Integration ist in den vergangenen Jahren von den Menschen, die vorher in unseren zentralen Einrichtungen in Mönchengladbach und auf dem Benninghof bei Mettmann gelebt haben, ganz überwiegend positiv aufgenommen worden, und diejenigen, die ‚noch zentral‘ wohnen, warten auf eine Möglichkeit zum Wechsel des Lebensortes. Anstaltsmäßige Lebensangebote kommen damit ans Ende. Familien, deren behinderte

Söhne und Töchter den Weg in ein eigenes Leben nach ihren jeweiligen Möglichkeiten gehen wollen, sind an Wohnangeboten interessiert, die nah zu ihrem Wohnort gelegen sind. Sie wollen ihre Angehörigen nicht mehr in einer großen Einrichtung, einer Anstalt weitab ‚abgeben‘ müssen. In der Zusammenarbeit mit zahlreichen Elterinitiativen sind deshalb in den vergangenen Jahren Wohnhäuser im Rheinland gebaut oder angemietet worden, sodass auch auf diesem Weg nachbarschaftliches Leben eine Selbstverständlichkeit zu werden beginnt. Für die meisten jüngeren Menschen mit Behinderung ist das Leben in einer Anstalt oder einem großen Heim überhaupt nicht mehr vorstellbar.

In der Zielsetzung sind wir mit dem Landschaftsverband Rheinland als dem für uns zuständigen überörtlichen Kostenträger darin einig, dass nachbarschaftliches Leben in der Weise, wie wir es ermöglichen, zu einer Selbstverständlichkeit werden muss. Über die Art und Weise der Realisierung dieser Zielsetzung haben wir allerdings zur Zeit unterschiedliche Vorstellungen. Strittig ist, wie der aktuelle und künftige Assistenzbedarf der Menschen, die nachbarschaftlich leben wollen, einzuschätzen ist. Der unterschwellig zu hörende Vorwurf, Organisationen wie unsere Stiftung würden Menschen unnötig lange in übermäßig betreuten Heimstrukturen, die oben drein teuer sind, festhalten, den Menschen würde damit ein selbständigeres Leben vorenthalten – solche Vorwürfe passen nicht zu unserem Kurs ‚Heraus aus der Anstalt – nachbarschaftlich leben‘. Wir schätzen aber auch die weitere Entwicklung anders als der Landschaftsverband Rheinland ein: der Anteil derjenigen Menschen mit Behinderung, die sehr selbständig und nur durch ambulante Dienste

unterstützt leben können, wird längst nicht so hoch sein wie zur Zeit angenommen. Das hat Konsequenzen für die nachbarschaftlich-dezentral gelegenen Wohnhäuser. Sie müssen insbesondere personell so ausgestattet sein, dass Menschen mit sehr unterschiedlichem Assistenzbedarf in einer kleinen Hausgemeinschaft zusammenleben können. Die Evangelische Stiftung ist bereit und in der Lage, in Abstimmung mit dem Landschaftsverband Lösungen zu suchen und zu realisieren, um nachbarschaftliches Leben von Menschen mit Behinderung unter fachlich-humanen Bedingungen und zu vertretbaren Kosten zu ermöglichen.

Leben in Nachbarschaft – für Menschen mit Behinderung, für Menschen, die in ihren geistigen, körperlichen und verhaltensmäßigen Kräften eingeschränkt sind, ist ein solches Leben längst noch nicht selbstverständlich. Aber auch dies gilt: **es ist noch nicht selbstverständlich, dass in Kirche und Gesellschaft das nachbarschaftliche Zusammenleben mit Menschen mit Behinderung als notwendige, letztlich sogar bereichernde Dimension zum Leben gehörend angesehen wird.**

PD Dr. Johannes Degen,
Direktor der Evangelischen Stiftung Hephata

¹ In Schweden ist es unterdessen ein Standard, dass nicht mehr als 5 bis 6 Menschen in einem Haus zusammenleben, jeder in einer eigenen Wohnung und durch eine auf die individuelle Situation bezogene Assistenz unterstützt. Die Häuser sollen in normalen Wohngebieten liegen, ihre Architektur soll nicht auffällig sein. Die schwedische Gesetzgebung stellte für diese Entwicklung langfristig vorbereitend die Weichen.

„Hal – le – lu – ja, Hal – le – lu – ja...“ Bert geht mit dem Einkaufswagen vom Aldi die Windhukstraße hoch. Er singt die Lieder, die wir an unseren Nachmittagen und in Gottesdiensten miteinander singen. Er hat für seinen Spaziergang seine Runde. Am Gemeindehaus vorbei, den Fußweg wieder runter, rüber zum Aldi und dann wieder nach Hause. Bert ist akzeptiert. Jeder kennt ihn. Wenn man ihn trifft, winkt er immer, ganz sachte, liebevoll und grinst sich einen. Dann nimmt er seinen Wagen, schiebt ihn weiter – und singt: „Hal – le – lu – ja...“

Die Stadt hat das Haus, in dem Bert mit seinen Geschwistern gelebt hat und wo er aufgewachsen ist, inzwischen einer anderen Nutzung überführt – wie das so schön heißt. Bert musste mit seiner Familie, insbesondere seiner Mutter umziehen. Zwar nur einen Kilometer weiter in eine andere Sozialwohnung. Aber trotzdem in die Fremde. - Bei einem der Nachmittage nach dem Umzug war er total verändert. Er schrie so laut, dass es uns durch Mark und Bein ging. Kein Halleluja, er war aggressiv, schlug um sich, war so, wie wir ihn überhaupt nicht kannten.

Erst bei Nachforschungen erfuhren wir, dass man ihn im neuen Umfeld verhaufen hat, bespuckt, bedroht, geschupst. Er wusste sich nicht zu formulieren. Er schrie nur noch – fast drei Monate lang.

Die Mutter fragte, was sie machen soll. Sie mussten da raus. „Soll Bert ins Heim? Er braucht Sie doch. Gerade wenn man ihm zusetzt. Jetzt noch ein Umzug? Wer weiß, wie es ihm dann geht? Und bei euch in der Gemeinde fühlt er sich wohl...“

„... im Glauben viel mehr geerdet ...“

Text: Johannes Schimanowski Fotos: Udo Leist, privat

Die Geschichte war der Anfang der Idee, dass wir für die Menschen bei uns, die am Rand der Stadt wohnen und normalerweise zu den Randgruppen gezählt werden, etwas tun müssen. Erreichen müssen, dass die Menschen, die eine Behinderung haben, bei uns, wenn sie denn wollen, auch wohnen und bleiben können. So wie Bert ging es mehreren unserer Gruppe. Auch denen, die in großen Einrichtungen untergekommen waren. Sie fühlen sich zuweilen unter Druck gesetzt. Wohnen und arbeiten beim gleichen Träger. Lohn und Brot sind miteinander verquickt. Seelische Problemstellungen werden nicht gelöst, sondern verdrängt.

Außerdem sind viele, die eine Behinderung haben, isoliert. Landschaftlich wunderschön steht ihr Heim, keine Frage. Naturschutzgebiet. Aber mit 180 anderen Bewohnern fern ab von dem Leben. Nichts mit Einkaufsmöglichkeiten, Freizeitmöglichkeiten nur in der eigenen Einrichtung, Gottesdienste nur extra, wenn der Pastor mal Zeit hat.

„Die Beschränkung auf ein Zusammenleben mit (relativ) Gleichen, z.B. in monotonen, monokulturellen Vororten, sei es im Luxusgewand von Villen oder im Einheitsgewand von Massenquartieren, erweist sich ganz allgemein als



ein Irrweg, der zu immer mehr seelischer Verarmung und zu immer mehr sozialen Konflikten führt“, schreibt Klaus von Lüpke in seinem Buch „Nichts-Besonderes“ (Klaus von Lüpke, Nichts-Besonderes. Zusammen-Leben und Arbeiten von Menschen mit und ohne Behinderung, Klartext-Verlag Essen 1994, S.13).

Ein altes Pastorenhaus bei uns stand zum Teil leer. Sollten wir es behindertengerecht umbauen? Die Substanz war zu schlecht, der erforderte Umbau zu aufwändig und damit zu teuer. Wir hörten von der Idee und dem Konzept des Diakoniewerkes Hephata, adäquate Wohnmöglichkeiten für Menschen mit Behinderung am angestammten Lebensort zu schaffen. Hörten, dass es in anderen Städten und Gemeinden ähnliche Überlegungen gab. Schauten uns Wohnhäuser in Essen und Mettmann an. Merkten, wie nicht einfach von oben etwas geplant und vorgehalten wird, sondern für bestimmte Leute, nein mit bestimmten Leuten neue Konzepte und Wohnmöglichkeiten entworfen wurden. Wie zumindest die erste Generation an dem Neubau mitgestalten und mitbestimmen kann.

Neben dem alten Pfarrhaus war viel Rasenfläche und große Teile des Grundstücks frei. Der Bauplatz wies sowieso eine Auflage aus, nur für gemeinnützige Zwecke zur Verfügung zu stehen. Und Behindertenarbeit gehört bei uns nicht nur seit Anfang der 80er Jahre zur Tradition, sondern ist unaufgebbarer Bestandteil der Gemeindearbeit. Wir merken, wie die Atmosphäre anders ist, wenn Leute wie Bert bei uns singen und im Gottesdienst das Halleluja,

vielleicht auch mal an anderer Stelle der Liturgie hineinsingen. Wir gehen menschlicher miteinander um, barmherziger mit uns selbst. Hören Gottes Wort anders, beten, hoffen, leben anders als ohne solche wie Bert. Außerdem sind wir im Glauben viel mehr geerdet, wenn uns Menschen, die eine Behinderung haben, an das erinnern, was wichtig ist im Leben.

Die Atmosphäre in der OT („Offene Tür“ der Jugendarbeit) ist selbst bei den rauen Jungens eine andere. Behinderungen gehören zum Alltag. Als der Weltmeister und Olympiasieger der Paralympics im Tischtennis Rainer Schmidt (sein Buch trägt den Titel: „Lieber Arm ab als arm dran“, Neukirchen/Vluyn 2004) sein Theologiepraktikum bei uns absolvierte, konstatierte er: „Bei euch fasst man mich ja richtig an, bei euch fühle ich mich ernst genommen. Bei euch kann ich so richtig sein, wie ich bin.“

Dahinter steckt die Idee, dass wir zwar alle verschieden sind, aber im Glauben an Jesus im selben Boot sitzen oder zu ein und demselben Körper Gottes gehören. Schon bevor ich hier in die Wuppertaler Gemeinde kam, hat mich der Gedanke, den der Apostel Paulus vor 2000 Jahren geschrieben hat, angeregt und überzeugt. „Das Konzept ‚Leib Christi‘ kennt kein grundsätzliches Gegenüber, stattdessen ein durchgängiges Miteinander: Die Glieder eines Leibes lassen sich nicht bleibend und grundsätzlich in hilfsbedürftige und helfende Glieder einteilen. Der Apostel ist der Gemeinde gegenüber nicht ständig nur der Gebende, sondern bittet die Gemeinde um ihre Fürbitte... Petrus soll nicht nur Liebe predigen, sondern erfährt sich selbst als einen, der nur aus dieser Liebe heraus...neu leben kann. Darum wird er den anderen nicht mehr von oben herab Ratschläge erteilen können, sondern wissen, dass er mit ihnen auf der gleichen Bank sitzt.“ (Ulrich Bach, Boden unter den Füßen hat keiner, Göttingen 1982).

Wo solches Wissen eingeübt wird, wirkt sich das aus auf die Gestaltung sozialer Gerechtigkeit: Es geht nicht mehr um Almosen von oben herab, sondern um Begegnung auf gleicher Ebene. „Wer Diakonie reflektiert, hat dann das Ziel, Menschen näher aneinander zu rücken; d.h.: Vorschläge, Modelle, Anregungen zu entwickeln,

a) damit Menschen, die sich ihrer Schwachheit schämen, ermutigt werden, sich helfen zu lassen;

b) damit Menschen, die kraftstrotzend aller Not den Rücken kehren, erkennen können, dass solches Verhalten gottlos und asozial ist und beide Teile ärmer macht;

c) damit Menschen, die sozial tätig sind, angeleitet werden, die uns allen naheliegende Rollenfixierung >die einen als Helfer - die anderen als Hilfsbedürftige< als nicht partnerschaftlich anzugehen;

d) damit wir alle begreifen, dass die auf Hilfe Angewiesenen nicht Objekte der anderen sind, sondern auch positiv etwas einbringen.“ (Bach, S. 123).



Im Sommer sollen die ersten Bewohner in das auf der Rasenfläche neben dem alten Pfarrhaus entstandene Haus einziehen. Wir freuen uns auf sie. Viele von ihnen ziehen dorthin zurück, wo ihre Heimatgemeinde ist, wo sie aufgewachsen sind. Sie treffen sich schon seit Monaten jeden Montag im Gemeindehaus, um ihr neues Zuhause vorzubereiten. - Für andere wie Bert kommt das Projekt zu spät. Wir haben zu viel Zeit gebraucht, um das Vorhaben zu organisieren und umzusetzen. Trotzdem sehe ich Bert den Aldi-Wagen hochschieben. Und höre immer noch sein Lied: „Ihr seid das Volk, das der Herr sich ausersehn, seid eines Sinnes und Geistes. Ihr seid getauft durch den Geist zu einem Leib, Halleluja, Halleluja. Hal-le-lu-ja...“

Johannes Schimanowski ist Gemeindepfarrer in Wuppertal-Langerfeld.





Text: Jutta Schwinkendorf, Klaus Eberl
Fotos: Britta Schmitz



Conny und Jutta Schwinkendorf

Leben in der Gemeinde

Conny bereitet sich mit sieben weiteren jungen Leuten auf ihre Wohngemeinschaft vor. Sie kennen sich schon lange, sind befreundet. Seit Jahren sind sie in alle Planungen einbezogen, haben eine vage Vorstellung von dem, was auf sie zukommt. Trotz mancher ungeklärter Fragen ist die Freude unbändig: Endlich raus aus der Umklammerung der Eltern! Endlich frei sein! Conny und ihre Freunde haben eine geistige Behinderung. Und sie haben ganz ähnliche Bedürfnisse und Probleme wie ihre übrigen Altersgenossen in der Stadt und in der Kirchengemeinde, wenn sie den Sprung aus der behüteten Atmosphäre des Elternhauses wagen.

Das Leben organisieren, für sich selbst sorgen,...

...der Sehnsucht nach Zärtlichkeit Ausdruck verleihen, verantwortlich miteinander umgehen, kochen, waschen, Hausarbeit ... Mitten in Hückelhoven entsteht ein Projekt, das für die betroffenen jungen Leute, aber auch für die Kirchengemeinde vor Ort und den Kirchenkreis Jülich als Partner von Hephata eine Herausforderung ist.

Als Superintendent Klaus Eberl Anfang der 80er Jahre eine Examensarbeit über den körperbehinderten Theologen Ulrich Bach

schrrieb, schwebten ihm solche ortsnahe, gemeindeorientierten Wohnformen vor. Damals experimentierte man mit von der Kirche organisierten Familienentlastungsdiensten und schaffte über diesen Weg ein Bewusstsein für einen sensiblen, wertschätzenden Umgang miteinander. Der neue Erfahrungsraum wurde von vielen Kirchengemeinden als Bereicherung empfunden. Kleinere Wohngruppen zur Ermöglichung eines stärker selbst bestimmten Lebens waren allerdings eher die Ausnahme als die Regel. Mittlerweile ist der Dezentralisierungsprozess in Deutschland unumkehrbar geworden. Er stellt eine Herausforderung für die Wohngruppe und ihre Familien, aber auch für die Kirchengemeinde dar!

Für Jutta Schwinkendorf, Connys Mutter, hat ebenfalls eine spannende Zeit begonnen, die von einem Wechselbad der Gefühle begleitet wird. Fragen über Fragen! Ist es nicht zu früh für den Auszug aus der Familie und der vertrauten Umgebung? Wird Conny glücklich (ohne die Eltern)? Gelingt es, Verantwortung abzugeben und trotzdem die Bindung zu behalten? Den offenen Fragen stehen die Chancen gegenüber. Denn die Eltern freuen sich auch auf die Entlastung von der Sorge, die sie schon so lange tragen.

Alle Eltern der neuen Wohngruppe setzen ihre Hoffnung auf die Menschen, die ihre Kinder begleiten werden: die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen von Hephata, die Nachbarn und die gesellschaftlichen Institutionen, die Evangelische Gemeinde Hückelhoven sowie die Kommune. Neue Brücken sollen gebaut und ihre Tragfähigkeit erprobt werden.

Die Integration ihrer inzwischen erwachsenen Kinder mit einer Behinderung, die Einbindung in das soziale Leben der Stadt und der Gemeinde ist für die Eltern verbunden mit der Hoffnung auf ein glückliches Leben. Conny zum Beispiel bereiten die neuen sozialen Kontakte viel Freude. Sie ist freier geworden. Mit ungeahnter Selbstverständlichkeit geht sie auf andere Menschen zu, macht neue Erfahrungen. Dabei wächst das Selbstvertrauen mit jedem Schritt, der gelingt. Das Wagnis steht deutlich vor Augen. Eltern geben ein Stück weit das zukünftige Leben ihrer Kinder aus der Hand, in der Hoffnung, dass andere Menschen dieses Leben akzeptieren, es integrieren, damit das eintreten kann, was jeder Mensch sich wünscht:

angenommen und geliebt zu sein.

Kirchengemeinden bieten für diese Inte-

grationsaufgabe gute Voraussetzungen. Es gehört zu den biblischen Grundlagen ihrer Arbeit, dass die Wertschätzung eines jeden Menschen, seine Würde, eine unverfügbare und unverlierbare Gabe Gottes ist:

- Wir sind von Gott gewollt.

Das heißt: Jeder einzelne Mensch hat Würde und Persönlichkeit. Behinderung ist kein Makel, kein Defizit. Leistungen sind wichtig, aber an ihnen entscheidet sich nicht, ob jemand ein sinnvolles Leben führt.

- Wir sind von Gott geliebt.

Das heißt: Gott kennt keine hoffnungslosen Situationen. Behinderung ist für die Stadt oder die Kirchengemeinde eine Herausforderung, die entstehenden Aufgaben solidarisch zu bewältigen.

- Wir sind von Gott befreit.

Das heißt: Die Kriterien, die die Gesellschaft für ein „normales“ Leben bereitstellt, haben keine endgültige

Bedeutung. Sie warten darauf, weiter entwickelt zu werden, wie es zur Zeit in Hückelhoven und an vielen anderen Orten geschieht.

Integration ist nämlich wechselseitig zu verstehen.

Nicht (allein) Menschen mit Behinderungen bedürfen des Lernens und z.B. der Einstellung auf eine neue Wohnsituation, sondern auch die Gesellschaft, in der sie leben. Um das zu verstehen, genügt eine einfache Erinnerung. In christlicher Perspektive ist jeder (!) Mensch auf Hilfe angewiesen, ein imperfektes Wesen. Vor vierhundert Jahren hat der englische Dichter und Prediger John Donne den einprägsamen Satz formuliert: „No man is an island“, kein Mensch ist eine Insel.

Menschsein heißt „In-Beziehung-Sein“.

Wir sind weder autark noch autonom. Wir sind eingebunden in lokale und globale Zusammenhänge, ein Netz, das uns tragen kann, das uns aber auch verwundbar macht. Nicht aus den Fähigkeiten des Menschen resultiert seine Würde, die ihm mit der Gott-

ebenbildlichkeit zugesprochen wird, sondern aus der Bejahung, die von Anfang an für jeden gilt. Eine Gesellschaft, die dieses Menschenbild lebt, wird in etwas Neues integriert, das wir noch nicht kennen.

Für die Kirchengemeinde ist zu erwarten, dass sie sich durch die Gründung der Wohngruppe verändert. Da eine Mitbewohnerin Rollstuhlfahrerin ist, wird sie sich fragen: sind unsere Räumlichkeiten barrierefrei? Sie wird sich ermutigen lassen, behinderte Konfirmanden und Konfirmandinnen in den Unterricht zu integrieren. Sie wird ihre Gottesdienste, die schon in der Vergangenheit einen ganzheitlichen Anspruch hatten, darauf hin überprüfen, ob sie den Bedürfnissen behinderter Gemeindeglieder entsprechen. Und sie wird sich bemühen, in der Jugendarbeit die Tür weit offen zu halten für diese jungen Leute, die gerade ihre neue Wohngruppe gegründet haben.

Das Abenteuer selbst bestimmten Lebens kann beginnen, für die jungen Erwachsenen, für ihre Eltern, für die Kirchengemeinde und für die Stadt Hückelhoven.

Jutta Schwinkendorf ist Verw.-Angestellte der Superintendentur Kirchenkreis Jülich
Pfarrer Klaus Eberl ist Superintendent des Kirchenkreises Jülich

Da fiel ein Stein ins Wasser

Oder: Die Entstehung der ersten Hephata- Wohngruppen in Essen vor 10 Jahren im Rahmen der offenen gemeindebezogenen Behindertenarbeit

Text: Philipp Nessling Fotos: Comstock, Hephata-Archiv

Ein Stein fiel ins Wasser. In Essen, vor 10 Jahren, im September 1995.

Es war der Einzug von 12 jungen Erwachsenen in zwei Etagen eines größeren Neubauwohnhauses und von sieben Personen in ein umgestaltetes ehemaliges Pfarrhaus. Alle jungen Leute sind geistig und zum Teil auch körperlich behindert. Die Beeinträchtigung ist sehr unterschiedlich bis zu schwersten Graden.

Mit dem Einzug in die Wohngemeinschaften war eine fast 10-jährige Vor- und Entwicklungsgeschichte an ihr Ziel gekommen.

Das Neue - und das Besondere - damals war, dass Personen mit so unterschiedlichen und zum Teil schweren Behinderungen in diesen kleinen Lebensgemeinschaften wohnen sollten. Das widersprach allen damals noch geltenden Bestimmungen. Entstanden war die Idee dazu Jahre zuvor. Eltern und Jugendliche hatten im Rahmen von Konfirmandenarbeit zusammengefunden. Nach der Konfirmation 1986 bildeten sie einen Familienkreis mit monatlichen Treffen und jährlichen Bildungsseminaren. 1988 wurde dort die Projektidee geboren: „Gemeinsames integratives Wohnen im Stadtteil“

Die Söhne und Töchter – erwachsen geworden – werden nicht aus eigenem Impuls sich lösen und selbstständig leben können. Aber sie sollen auch nicht an irgendeinem Ort, wo der Einzelne zufällig einen Platz findet, untergebracht sein und unter Fremden leben müssen. Sie sollen in der Nähe ihrer Familien und Freunde leben und miteinander eine Gemeinschaft bilden. Und jeder soll den ihm entsprechenden Rahmen haben.

Nun, im Jahr 1990 eröffnete sich mit dem Angebot einer Kirchengemeinde, im Rahmen eines Wohnhausneubaus Etagen für eine Wohngruppe vorzusehen, die Chance der Realisierung. Die Gruppe der endgültig interessierten Familien konstituierte sich. Aus der Frage:

„Was braucht unsere Tochter/ unser Sohn?“ entsteht ein Konzept:

Konzept

Die Wohngruppen sollen klein sein und familiäres Leben ermöglichen.

Jeder Bewohner soll ein Einzelzimmer haben, das er nach eigenen Wünschen einrichten darf. Persönliche Möbel sollen in die Wohnung mitgenommen werden dürfen.

Die Räumlichkeiten sollten behindertengerecht, hell und großzügig gebaut werden und den Bewohnern die Ruhe geben, die jeder für sich individuell braucht. Dabei sollte keiner isoliert sein und niemand aufgrund seiner schweren Behinderung am Rand stehen.

Die sanitären Einrichtungen müssen auf die Bedürfnisse der Bewohner ausgerichtet sein.

Diese Eltern wollen nicht durchhalten bis sie nicht mehr können oder alt geworden sind. Und sie suchen nicht einen Platz in irgendeiner Einrichtung. Sie wollen ihren Töchtern und Söhnen ein Zuhause gestalten, wo sie unabhängig von ihrer Familie leben können, aber im Kontakt bleiben zu ihrer vertrauten Umgebung und ihren Freunden. Sie sollen in der Nachbarschaft anderer Menschen wohnen. Wie es normal ist für erwachsene Menschen.

Der Boden, aus dem die Pflanze dieses Projekts erwuchs, ist die offene, gemeindebezogene kirchliche Behindertenarbeit in Essen. Begonnen Anfang der 70er Jahre mit Konfirmandenarbeit, Familiengottesdiensten; einer ersten Familienfreizeit, der Einladung behinderter Jugendlicher in das Freizeithaus einer Kirchengemeinde. Verwurzelt also in der kirchlichen Jugendarbeit, wuchs diese Arbeit stetig, wurde 1978 vom Stadtkirchenverband in einem „Behindertenreferat“ verfasst. Dieses begleitete die Gründung von integrativen Freizeitclubs in 15 Kirchengemeinden, baute einen Familienentlastungsdienst auf, entwickelte ein ausgeprägtes Angebot zur Freizeitgestaltung, Bildung und an Fernmaßnahmen für Menschen mit Behinderung jeder Art und jeden Alters. Die behinderten Menschen in und mit ihren Familien sind die Zielgruppen dieser Arbeit. Ihr Leitbild ist die Solidarität. Ihr Kirchenverständnis „Der Leib Christi“: Die Gemeinschaft der Verschiedenen in Zusammengehörigkeit, Angewiesenheit, Gleichwertigkeit und Würde.

Die Familien des Projekts fühlten sich unterstützt und getragen von dieser ausgeprägten kirchlich integrativen Arbeit. Sie hatte ein Klima geschaffen, in dem die Eltern gelernt hatten, ihre Lebensbedürfnisse und die ihrer Töchter und Söhne selbstbewusst zu äußern und aktiv anzugehen.

Andererseits hatten die beiden betroffenen Kirchengemeinden durch jahrelange Beteiligung an dieser integrativen Arbeit einen inhaltlichen Bezug zu der Initiative der Eltern und Zutrauen in die Unterstützung durch das Behindertenreferat. In Essen-Schonnebeck bestand zu Beginn der Initiative seit 10 Jahren ein Freizeitclub, geleitet

von einem der Pfarrer. Hierzu passte es, bei der Planung eines Wohnhauses im Rahmen sozialen Wohnungsbaues, Etagen für die Wohngruppen vorzusehen. In Essen-Königssteede war in Nachbarschaft zu dem jetzt von der Gruppe bezogenen ehemaligen Pfarrhaus bereits seit Jahren ein kleines früheres Gemeindehaus an das Behindertenreferat vermietet, das dort einen Freizeittreff für den Familienentlastungsdienst und ein offenes integratives Kinder- und Jugendhaus betrieb. Ohne das dauerhafte und auch finanzielle Engagement der beiden Kirchengemeinden wäre das Projekt nicht zu realisieren gewesen. So war es von beiden Seiten – den Familien und den Gemeinden – her möglich, die fünf Jahre Entwicklungszeit mit allen nur denkbaren Erschwernissen und Rückschlägen durchzustehen.

Im Bereich der etablierten Behindertenhilfe fand das Projekt anfangs keinerlei Unterstützung. Alle in Essen tätigen Heimträger, auf ihr Interesse an einer Trägerschaft für das Projekt angesprochen, lehnten ab: Es sei aufgrund der kleinen Einheiten unrealistisch im Hinblick auf den hohen Betreuungsbedarf der künftigen Bewohner und nicht finanzierbar. Aufgrund persönlicher Bekanntschaft wurden die damaligen Leiter der Stiftung Hephata, Pfarrer Leveling und Herr Strauss, gewonnen. Sie lernten die Familien bei einem Projektseminar kennen, waren fasziniert von der Motivation der Eltern und bestärkten sie in der Projektidee als zukunftsweisend. Sie sagten zu, die Trägerschaft in der Phase der Entwicklung und während der ersten Jahre der Realisierung zu übernehmen, bis das Projekt in Essen auf eigenen Beinen stehen könne.

Die Realisierung war von erheblichen Schwierigkeiten bedroht. Die Finanzierung der beiden Etagen für die Wohngruppe stellte sich im Rahmen des Neubaus als ungemein kompliziert dar. Für die Gemeinschaftswohnung der Wohngruppe wurden keinerlei öffentliche Mittel genehmigt. Die Finanzierung der übrigen Wohnungen im sozialen Wohnungsbau unterlag ständig Schwankungen, sodass von der einen oder anderen Seite der Bau des Hauses immer wieder infrage stand.

Die Verwirklichung der normalen Lebensqualität, dass jede/r Bewohner/in ein eigenes Zimmer erhalten sollte, musste selbst in der Phase der Grundsteinlegung für das Haus immer wieder neu erkämpft werden. Die Zimmer kamen bei der Erfüllung dieses Wunsches aufgrund der Grundrissvorgabe des Gesamtbaus zum Teil an die untere Grenze der Vorschriften der Mindestheimverordnung. Neue Genehmigungen der Heimaufsicht waren eilend erforderlich. Noch in der Endphase – die Bauabteilung des LVR hatte alle Pläne im Vorfeld genehmigt – wurde seitens der Vertreter des Landschaftsverbandes im Rahmen der Pflege-satzverhandlungen das Projekt infrage gestellt: Unter der Vorgabe einer Mindestgröße von 24 Plätzen für ein Wohnheim sei eine Genehmigung bedarfsdeckender Pflegesätze für diese kleineren Einheiten nicht möglich. Da wurde der Stein der Weisen gefunden: „Wohnheim im Wohngruppenverbund“. Die 24 Plätze waren binnen eines Jahres erreicht durch eine weitere Wohngruppe in einer frei gewordenen Pfarrwohnung in einem anderen Stadtteil.

Ein Jahr nach dem Bezug der Gründungs-Wohngruppe schrieben die Eltern in ihrem Berichtsbuch (Ein Dach für euer Leben, ISBN 3-00-001161-7): „Unsere Kinder haben alle ein behagliches, ihren individuellen Vorstellungen und Bedürfnissen entsprechendes Einzelzimmer. Die meisten fühlen sich in der Wohngruppe so wohl, dass sie auf eigenen Wunsch nach Wochenend-Familienbesuchen ausdrücklich in ihr neues Zuhause zurückkehren wollen. Für uns Eltern eine eher zwiespältige Erfahrung..!“

Im September 1995 ist in Essen ein Stein ins Wasser gefallen und seitdem ziehen die Wellen Kreise. Hephata ist in Essen gewachsen – von zwei Wohngruppen auf sieben 2005. Die „Hephata- Wohngruppen“ sind für viele zum Modell geworden: So möchten wir es für unsere Kinder auch haben.

Anderer Kirchengemeinden wurden ermutigt, frei gewordene Pfarrhäuser für Wohngruppen an Heimträger oder für das betreute Wohnen zu vermieten. Der Landschaftsverband favorisiert die Hephata-Lösung in Essen.

Und die Stiftung Hephata selbst? – Man liest an anderer Stelle in diesem Heft, welche Wellen der Stein dort bewirkt hat.

Philipp Nessling, jetzt Pfarrer in Ruhe., von 1984 bis 2000 Pfarrer für gemeindliche Behindertenarbeit im Behindertenreferat des Ev. Stadtkirchenverbandes Essen.



1995 zogen 12 Menschen mit Behinderung in dieses Mehrfamilienhaus in Essen-Schonnebeck



2004 bezogenes Hephata-Haus in Essen-Karnap

Besuchen Sie uns auf dem 30. Evangelischen Kirchentag Halle 6 - Stand F 46

unser Thema

DIE ZEIT DER ANSTALTEN IST VORBEI - pro nachbarschaftliches Wohnen von Menschen mit Behinderung

Wir laden Sie ein, Ihre Anregungen, Fragen, Bedenken und Impulse zu diesem Thema mit Prominenten und Mitarbeitenden der Evangelischen Stiftung Hephata in unserem Stand und auf dem **Markt der Möglichkeiten in Halle 6** zu diskutieren.



Damit Eingliederungshilfe nicht Ausgliederungshilfe bleibt

1.

In Deutschland ist man immer noch stolz auf große Heime, auf hohe Platzzahlen unter einem Dach, auf isolierende ‚Dörfer‘ und ‚Orte zum Leben‘, auf anstaltliche Sonderwelten, in denen fernab vom Alltag der angeblich normalen Mehrheit Menschen mit Behinderung von darauf spezialisierten Experten behandelt werden.

Wenn ich ein Mensch mit einer Behinderung bin, muss ich diesen Stolz als eine Demütigung erleben, als eine Missachtung meines unbändigen Wunsches, im Alltag dabei zu sein, teilhaben zu können an den Freuden und am Schmerz der Nachbarn nebenan.

2.

Große Heime und traditionsreiche Anstalten bedeuteten zur Zeit ihrer Entstehung einmal einen großen Fortschritt, weil mit ihnen das Verstecken und Verleugnen von Menschen, die man für nicht bildungsfähig hielt, ein Ende hatte.

Heute aber sind solche Orte und Einrichtungen wegen ihres ausgliedernden Charakters nicht mehr zeitgemäß. Eine große und umfassende Bewegung der Anstalts- und Großheimauflösung ist notwendig, gegen alle beharrenden Kräfte, mit und zugunsten der Menschen.

3.

Nachbarschaftliches Zusammenleben von Menschen mit den unterschiedlichsten Gaben und Begabungen – das ist keine Utopie. Über den Zaun hinweg Anteil zu nehmen, erleben, dass zur Vielfalt des Lebens immer auch Einschränkungen gehören, einander behilflich sein auf dem Weg zu einem gelingenden Leben – das sind wahre Reichtümer einer Gesellschaft und einer Kirche, die sich viel zu oft noch als die exklusive Gemeinschaft der Gesunden und Fitten versteht.

4.

In einer Zeit, in der Politiker und Kostenträger davon träumen, Hilfen für Menschen mit Behinderung billiger zu machen, ist daran zu erinnern, dass sparsames Wirtschaften damit anfängt, dass die leider typisch deutsche Regelungs- und Kontrollwut auf allen Ebenen abgebaut wird, dass dann aber auch konsequent darauf geschaut wird, was Menschen mit Behinderung wirklich wirklich wollen und brauchen.

Ein Mehr an Freiheit zur Gestaltung und ein Mehr an Wettbewerb unter den dienstleistenden Anbietern ist von Vorteil für diejenigen, die auf Assistenz angewiesen sind.

PROGRAMM

An jedem Tag des Marktes der Möglichkeiten wird das Thema aus einer anderen Sicht beleuchtet:

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und bitten Sie, falls Sie mit Hephata darin übereinstimmen, dass die Zeit der Anstalten vorbei sein muss, die **obenstehende Resolution**

„Damit Eingliederungshilfe nicht Ausgliederungshilfe bleibt“

am **Messestand F 46 in Halle 6** zu unterzeichnen.

Anstaltsauflösung – der Menschenwürde wegen Donnerstag, 26. Mai von 10.00 bis 19.00 Uhr

11.00 bis 11.45 Uhr Gesprächsrunde im Hephata-Stand mit PD Dr. Johannes Degen, Direktor der Stiftung Hephata

14.00 bis 15.00 Uhr Gesprächsrunde auf dem **Marktplatz in Halle 6 (MP6.05)**



© Bavaria Film/Terence Temper.

mit **JÜRGEN FLIEGE**, TV-Moderator, Pfarrer und PD Dr. Johannes Degen, Direktor der Stiftung Hephata

16.00 bis 16.45 Uhr Gesprächsrunde im Hephata-Stand mit PD Dr. Johannes Degen, Direktor der Stiftung Hephata

Es ist normal Nachbar zu sein

Freitag, 27. Mai von 10.00 bis 19.00 Uhr

11.00 bis 12.00 Uhr Gesprächsrunde im Hephata Stand



mit **CHRISTA NICKELS**, MdB Bündnis 90/Die Grünen, Jutta Schwinkendorf, Mutter einer Tochter mit Behinderung; Hans-Willi Pastors, Fachberater für regionale Wohnangebote; Björn Langenfeld und Annette Weber, Bewohner des Hephata-Hauses in St. Augustin

14.00 bis 14.45 Uhr Gesprächsrunde im Hephata-Stand und
16.00 bis 16.45 Uhr Gesprächsrunde im Hephata-Stand mit Jutta Schwinkendorf, Hans-Willi Pastors, Björn Langenfeld und Annette Weber

Dezentralisierung – nicht teurer aber humaner

Samstag, 28. Mai von 10.00 bis 17.00 Uhr

11.00 bis 11.45 Uhr Gesprächsrunde im Hephata-Stand mit Klaus-Dieter Tichy, kaufm. Vorstand der Stiftung Hephata

13.00 bis 13.45 Uhr Gesprächsrunde im Hephata-Stand mit Klaus-Dieter Tichy, kaufm. Vorstand der Stiftung Hephata

15.00 bis 16.00 Uhr Gesprächsrunde auf dem **Marktplatz in Halle 6 (MP6.05)**



mit **KARL-HERMANN HAACK**, MdB SPD, Beauftragter der Bundesregierung für Belange von Menschen mit Behinderung und Klaus-Dieter Tichy, kaufm. Vorstand der Stiftung Hephata



Erklärung zur Gemeinschaft zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen in der Kirche

Fotos: Udo Leist

„Ihr aber seid Christi Leib...“
(1. Korinther 12, 27)

Da ist nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, weder Mann noch Frau; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.“ (Galater 3, 28)

1. Biblische Einsichten und ökumenische Zeugnisse erinnern uns daran, dass in der Gemeinde „verschiedenartige Menschen... über alle trennenden Unterschiede hinweg durch die Liebe Gottes miteinander verbunden sind“ (so 1980 im Votum der EKU zu Barmen III).

Menschen mit Behinderung sind „für die Ganzheit und die Würde der Kirche wesentlich“ (so 1983 im Bericht der ökumenischen Weltversammlung von Vancouver).

„Die Einheit der Gottesfamilie ist beeinträchtigt, wo diese Brüder und Schwestern als Gegenstand herablassender Barmherzigkeit behandelt werden. Und sie ist zerbrochen, wo sie völlig ausgeschlossen blieben.“ (so 1975 die Vollversammlung des ÖRK in Nairobi).

„Eine Gemeinde ohne Behinderte gibt es nicht. Wo die Behinderten fehlen, ist eine Gemeinde behindert“ (so 1978 im Memorandum der ökumenischen Konsultation von Bad Saarow).

2. Vier Gründe leiten uns, wenn wir diese Zeugnisse in Erinnerung rufen:

(1) Betroffene Menschen mit Behinderungen und ihre Angehörigen sind aktiv geworden. Sie haben das Recht auf Bildung für alle erstritten. Sie wollen wie alle Menschen in Gesellschaft und Kirche ihr Recht auf Teilhabe verwirklichen. Sie suchen die Gemeinschaft mit nichtbehinderten Menschen.

(2) Dies hat zu einem Umdenken auch bei nichtbehinderten Menschen geführt. Sie erkennen zunehmend, dass soziale Integration nicht nur die eigene Öffnung erfordert, sondern alle Beteiligten mit wesentlichen Erfahrungen bereichert.

(3) Auch in der Evangelischen Kirche im Rheinland haben viele Menschen begonnen, das Zusammenleben praktisch einzuüben. In Gemeinden kommen Menschen mit und ohne Behinderung zusammen. Es wurden Gemeinde- und Synodalbeauftragte berufen sowie Arbeitskreise und Referate eingerichtet. Die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche im Rheinland unterstützt die Integration behinderter Kinder und Jugendlicher in Kindergarten und Schule (so im Brief des Präses vom 3. Dezember 1987 an die Gemeinden und in der Stellungnahme vom 13. Dezember 1991).

(4) Im Bewusstsein der Mitverantwortung der Kirchen für den Massenmord an Menschen mit Behinderungen im Dritten Reich sehen wir heute Entwicklungen in Ethik, Medizin und Gentechnologie, die erneut zur Abkehr vom biblischen Menschenbild führen.

Tendenzen, die insbesondere Menschen mit Behinderungen zu Objekten fremder Interessen erklären, treten wir entschieden entgegen in gelebter Solidarität.

3. Deshalb bittet die Landessynode die **KIRCHENKREISE UND GEMEINDEN:**

- für die Rechte von Menschen mit Behinderungen in Kirche und Gesellschaft einzutreten,
- Gemeindearbeit in allen Aktivitäten integrativ, auf Gemeinschaft aller bedacht, zu gestalten (insbesondere Gottesdienste sowie Konfirmanden- und Jugendarbeit),
- Betroffenen und ihren Familien entsprechend den vorhandenen Möglichkeiten Entlastungsdienste anzubieten,
- Gemeinschaft zu suchen mit Menschen, die in diakonischen und anderen Einrichtungen leben, gemeinsame

Erziehung im Kindergarten zu ermöglichen, bauliche Barrieren zu beseitigen, technische Hilfen (Schwerhörigenanlagen, Fahrstühle) einzubeziehen und die Vorgaben für behinderungsgerechtes Bauen zu beachten, gegebenenfalls behindertengerechte Wohnmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen,

- erwachsenen behinderten Menschen Wohnmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen und für deren Betreuung zu sorgen, die ehren- und hauptamtlich Mitarbeitenden, die integrative Arbeit leisten und Menschen mit Behinderungen begleiten, zu unterstützen und zu fördern,
- Synodalbeauftragte und gemeindliche Ansprechpartner/innen zu berufen, die solche Arbeit koordinieren und Gemeinden (z.B. auch anlässlich von Visitationen) beraten können.

4. Die Landessynode beauftragt die **KIRCHENLEITUNG:**

- die Kirchenordnung im Blick auf eine integrative und nichtdiskriminierende Grundausrichtung zu überarbeiten,
- eine/n landeskirchliche/n Behindertenbeauftragte/n zu ernennen, der/die

an der Durchsetzung des Gleichheitsgrundsatzes mitwirkt,

- die Gemeinschaft zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen in den verbindlichen Themenkatalog der Aus- und Weiterbildungsordnungen sowie Prüfungsordnungen aufzunehmen und auf die Erweiterung der Lehrangebote an theologischen Fakultäten und in Predigerseminaren zu dringen,
- die Erfüllung der Beschäftigungsquote für behinderte Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer in kirchlichen Einrichtungen sicherzustellen,
- behinderungsgerechtes Bauen durch landeskirchliche Bauverordnungen zu gewährleisten.

5. Die Landessynode bittet die **DIAKONISCHEN EINRICHTUNGEN:**

- ihre Konzepte zur Dezentralisierung und Regionalisierung konsequent fortzusetzen,
- ihre Fachlichkeit für die gemeindliche und regionale Begleitung und Versorgung für Menschen mit Behinderungen zur Verfügung zu stellen.

Erklärung der Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland vom 16.01.1998



Ratlos, isoliert oder vereinsamt?



Die KoKoBe's bieten flächendeckende Beratungsangebote für Menschen mit Behinderungen, Angehörige und Betreuer

Text: Sonja Zeigerer
Fotos: Britta Schmitz



Eines Tages kommt der Betreuer des 30-jährigen Jochen Schmitz (Name geändert) in das Büro der KoKoBe. „KoKoBe“ steht für „Koordinierungs-, Kontakt- und Beratungsstellen“ für Menschen mit geistigen, körperlichen und mehrfachen Behinderungen. Schmitz ist leicht geistig behindert und psychisch krank. Er lebt allein, zurückgezogen und vereinsamt. Gemeinsam mit seinem Betreuer sucht er einen Wohnheimplatz, da er hofft, dass er in einem Wohnheim wieder soziale Kontakte aufnehmen kann und aus seiner Isolation herauskommt.

Nach einem ausführlichen Beratungsgespräch erstellt die Psychologin der KoKoBe gemeinsam mit dem Betreuer und Schmitz einen individuellen Hilfeplan. Der Hilfeplan beschreibt den Hilfebedarf und die notwendigen Rahmenbedingungen: Welche Art von Betreuung braucht die konkrete Person? Muss sie stationär versorgt werden oder kann sie ins Betreute Wohnen? (Das Betreute Wohnen steht dabei für das Leben in einer eigenen Wohnung, unterstützt von Assistenten, die stundenweise helfen.)



Der Hilfeplan ist außerdem die Voraussetzung für die Kostenübernahme durch den LVR (Landesverband Rheinland). Schmitz und der Betreuer sind dankbar, dass sie die KoKoBe-Mitarbeiterin beim Ausfüllen des Hilfeplans unterstützt und berät.

Gemeinsam kommen sie zu dem Schluss, dass seine Zukunft im Betreuten Wohnen liegt. Für die erste Zeit jedoch halten sie einen Wohnheimplatz tatsächlich für notwendig. Denn erst einmal sollte er einen Arbeitsplatz finden und entdecken, was er in seiner Freizeit machen kann, was seine Vorlieben sind. In dem Wohnheim hat er immer einen Ansprechpartner zur Seite und es ist leichter, mit anderen etwas gemeinsam zu unternehmen. Das ist ihm selbst enorm wichtig.

Und so zieht Jochen Schmitz im Dezember 2004, nur zwei Monate nachdem sein Betreuer das erste Mal die KoKoBe betreten hat, in das Johanniterhaus auf dem



Kerngelände der Evangelischen Stiftung Hephata. Das Johanniterhaus ist dabei jedoch nur ein vorübergehendes Zuhause. So wie Schmitz sind auch die anderen Bewohner hauptsächlich hier, um neuen Anschluss an das Leben und die Gesellschaft zu finden. Und eine Arbeitsstelle hat er schon: Im März 2005 fängt er in den Hephata-Werkstätten an. Zeitgleich wechselt er auch ins Betreute Wohnen. Gemeinsam mit zwei Mitbewohnern aus dem Johanniterhaus zieht er in eine Wohnung in einem kleinen Vorort von Mönchengladbach.

Auf die Frage, wie er die Veränderungen und sein neues Leben findet, antwortet er: „Ich find' das alles gut. Die Arbeit in der Montage macht Spaß. Und die Wohnung ist schön. Aber jetzt habe ich keine Zeit mehr. Ich muss mit Torsten zum Fußballtraining. Da dürfen wir nicht zu spät kommen.“

Gegen den Automatismus von Heimaufnahmen:

KoKoBe's mit Hephata-Beteiligung in Mönchengladbach, Essen, Mettmann und Düsseldorf

Im Herbst letzten Jahres rief der LVR die neuen flächendeckenden Beratungsstellen, die KoKoBe's (Koordinierungs-, Kontakt- und Beratungsstellen), ins Leben.

Seit dem 1. Oktober letzten Jahres gibt es die KoKoBe mit Beteiligung der Evangelischen Stiftung Hephata in Mönchengladbach im Haus Zoar. Die KoKoBe im Haus Zoar wird von Hephata und dem Zentrum für Körperbehinderte betrieben. Seit Oktober folgten weitere KoKoBe's mit Hephata-Beteiligung in Essen, Mettmann und Düsseldorf. Die Angebote der KoKoBe's richten sich an Menschen mit geistigen, körperlichen und mehrfachen Behinderungen, an deren Angehörige und gesetzliche Betreuer. Alle Stellen bieten inhaltlich dasselbe an, zu den Angeboten der KoKoBe's gehören:

- Beratung beim Wunsch zum Auszug aus dem Elternhaus, zu Möglichkeiten des Wohnens mit Assistenz und beim Wunsch zum Umzug vom Wohnheim in eine eigene Wohnung
- Informationen zum Betreuten Wohnen und zum Wohnen in Wohngruppen und Wohnheimen

- Beratung bei der Klärung eigener Wünsche, deren Realisierung und in Fragen der persönlichen Lebensgestaltung
- Informationen über Kontakt- und Freizeitmöglichkeiten
- Informationen zu und Vermittlung von ambulanten Hilfen
- Vermittlung und Unterstützung von Selbsthilfegruppen und Angehörigentreffen
- Vermittlung von Anlaufstellen, die weitere Unterstützung bieten können
- Unterstützung beim Hilfeplan- und Antragsverfahren
- Informationsveranstaltungen in Einrichtungen der Behindertenhilfe, Schulen, Werkstätten und für Angehörigen- und Selbsthilfegruppen

Zwei Fragen an Margot Heinke-Becker, Dipl.-Psychologin und Mitarbeiterin der KoKoBe in Mönchengladbach:

Frau Heinke-Becker, seit sieben Monaten gibt es nun die KoKoBe im Haus Zoar, können Sie ein Resümee für diese Anfangszeit ziehen?

Wie das beschriebene Beispiel zeigt, konnten wir schon diverse Probleme lösen. In einigen Fällen vermittelten wir innerhalb weniger Stunden, bei anderen dauerten die Prozesse einige Monate. Doch wir mussten keinen Menschen wegschicken, weil wir ihm nicht helfen konnten.

Das gibt es hier nicht. Und wenn es für ein Problem noch keine Lösung gibt – dann suchen wir gemeinsam eine.

Was wünschen Sie den KoKoBe's für die Zukunft?

Ich hoffe, dass noch mehr Menschen als bisher unsere Angebote annehmen und nutzen werden. Denn dann können wir in den verschiedenen Städten gemeinsam mit den betroffenen Menschen viel bewegen. Damit das zusammen findet, was zusammen passt.

Sonja Zeigerer ist Öffentlichkeitsreferentin der Evangelischen Stiftung Hephata

KoKoBe in Mönchengladbach, Haus Zoar:

Kontakt: Margot Heinke-Becker
Kapuzinerplatz 12
41061 Mönchengladbach
Tel.: 0 21 61 / 2 03 32
E-mail: kokobe@hephata-mail.de

KoKoBe in Essen:

Kontakt: Iris Roolant
Schonnebeckhöfe 2
45309 Essen
Tel.: 02 01 / 21 45 34
E-mail: i.roolant@kokobe-essen.de

KoKoBe in Mettmann:

Kontakt: Günther Weisenborn-Str. 3
42549 Velbert
Tel.: 02 05 1 / 60 75-0
E-mail: KoKoBe@pmobil.de

KoKoBe in Düsseldorf:

Kontakt: Erkrather Straße 107
40233 Düsseldorf
Tel.: 02 11 / 60 28 39 50
E-mail: info@igl-Duesseldorf.de



Foto: Udo Leist

Gegen Separation: Christliche Gemeinde

Möring: In eurer Gemeinde, der Reformationskirchengemeinde Neuss, nimmt ein Mädchen mit geistiger und körperlicher Behinderung am Konfirmandenunterricht teil. Wie ist das gelungen?

Thamm: Der erste Kontakt entstand durch unseren Besuchsdienst für Neuzugezogene. Eine Mitarbeiterin der Gemeinde kam schnell mit der Mutter ins Gespräch über die Tochter Michele. Danach bat die Mitarbeiterin mich: „Schau dort doch mal vorbei.“ Ich hab's getan und lange mit der Familie gesprochen.

Möring: Wie ist dann die Idee entstanden, dass Michele am Konfirmandenunterricht teilnimmt?

Thamm: Wir schreiben Briefe an alle evangelischen 12-jährigen und laden sie dazu ein, sich über den Unterricht zu informieren und sich anzumelden. Michele bekam auch so eine Einladung. Mir war klar, ich rede auch mit der Mutter, denn ich wollte Michele dabei haben.

Möring: Warum sollte Michele dabei sein? Es ist ja nicht sehr üblich, dass Menschen mit geistiger Behinderung so einfach eingeladen werden.

Thamm: Für mich liegt im Konfirmandenunterricht eine irre Chance: Du hast Jugendliche zusammen, die sonst nirgendwo so zusammen kommen. Du hast Schüler verschiedener Schulen. Du hast Sozialhilfeempfänger und Millionärskinder. Einen riesig bunten Mischmasch. In allen anderen gesellschaftlichen Bereichen sind sie stärker separiert. Ich habe die Hoffnung, dass alle voneinander lernen können. Und so - denke ich - können auch Michele und die anderen Kinder ihrer Gruppe voneinander lernen. Das ging mir selber auch so: Ich habe in meiner Schulzeit einige Kinder

mit Behinderung kennen gelernt, als ich 10 Tage in einer Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung war. Das war für mich eine tiefe Erfahrung, bei der ich gemerkt habe, wie wertvoll und wie schön das Leben ist.

Möring: Wie sah es in der konkreten Planungsphase aus. War da nicht viel Unsicherheit auf beiden Seiten?

Thamm: Auch wenn mir Begegnungen mit Menschen mit Behinderung nicht unbekannt sind, so war es doch ungewohnt und ich war auch unsicher. Ich habe dann versucht meine Fragen zu klären und mich von Micheles Mutter informieren zu lassen, was ich in für mich ungewohnten Situationen tun kann. Und je öfter ich Michele erlebt habe, um so zuversichtlicher wurde ich, dass es gut gehen wird.

Micheles Mutter war von der Idee sehr angetan. Sie zeigte viel Vertrauen. Sie hat von Anfang an gesagt: „Wenn Michele Unterricht hat, dann bleibe ich nicht da.“ Ich habe zwar für den Notfall ihre Handynummer, aber sie lässt ihre Tochter für den Konfirmandenunterricht richtig los.

Möring: Glaubst du, dass ihr das sonst nicht so leicht fällt?

Thamm: Ja, ich glaube, dass das für sie nicht so einfach ist. Michele wirkt auf mich sehr zerbrechlich und sie und ihre Mutter müssen sich darauf verlassen können, dass Micheles Grenzen respektiert werden. Da hat die Kirche wohl einen Vertrauensvorsprung.

Möring: Wiesind denn deine Erfahrungen aus dem Unterricht?

Thamm: Meine Erfahrung ist: Wir lernen tatsächlich viel voneinander. Wir erleben

einander und stellen uns aufeinander ein. In den ersten Stunden ist Michele immer wieder erschrocken, weil eine Tür knarrte. Irgendwann haben wir gemerkt, warum sie zusammenzuckt und haben die Tür repariert. Ich lerne jedes Mal, wenn ich mit ihr zusammen bin, etwas Neues. Ich nehme Sachen anders wahr.

Möring: Hast du besondere methodische Entscheidungen getroffen?

Thamm: Eher nicht. Wir mussten uns aber überlegen, was allgemeine Regeln in der Begegnung mit Michele bedeuten. So haben wir in der Konfirmandengruppe überlegt, wie wir miteinander umgehen wollen und haben gesagt: Wir reden nicht übereinander sondern miteinander. Das gilt dann natürlich auch für Michele. Wir haben in dieser Gruppe geübt, was es heißt normal miteinander umzugehen, und Michele wurde mit der Zeit immer mehr ein Teil der Gruppe.

Daraus ergeben sich dann auch Gespräche. Anfangs hat ein Mädchen gefragt: „Kann Michele denn auch gesegnet werden?“ In solchen Gesprächen liegt dann auch eine Chance.

Möring: Was möchtest du erreichen?

Thamm: Mein Traum ist, dass während dieser Zeit Beziehungen zwischen einzelnen entstehen, die es sonst nicht gäbe – dass sich Gemeinde bildet - für alle. Eben auch für Michele.

Mit Pfarrer Dirk Thamm von der Reformationskirchengemeinde Neuss sprach Christian Möring. Er ist Pfarrer für integrative Gemeindegemeinschaft im Kirchenkreis Gladbach Neuss. Dem Gedanken der Normalisierung entsprechend soll Menschen mit Behinderung die Teilhabe in ihrer Gemeinde ermöglicht werden. Zur Beratung steht Pfarrer Möring gern zur Verfügung.

Am Rande des Hephata-Stiftungskerngeländes in Mönchengladbach an der Viktoriastraße steht ein etwa 100 Jahre alter Esskastanienbaum (Castanea sativa). Ein prächtiger Solitärbaum, der in der ganzen Stadt seines Gleichen sucht. Problem: die Krone des Baumes ragt sehr weit über die Viktoriastraße und da sein Wurzelwerk in einer Hanglage gründet, wurde aus Sicherheitsgründen die Fällung des Baumes erwogen.

Einen Beitrag zur Bewahrung der Schöpfung leistete in dieser Situation der Leiter des Hephata-Gartenshops, Libor Kavalir.



Er schlug einen Kronenentlastungsschnitt vor, um das Leben des Baumes retten zu können und bekam dazu auch die Zustimmung des städtischen Grünflächenamtes.

Der lebensrettende Cut wurde am 24. Februar von den Arbeitsgruppenleitern

des Garten- und Landschaftsbaus Harald Schulz und Peter Windeln sowie deren Mitarbeitern ausgeführt. Beide sind für sogenannte Risikofällungen ausgebildet und verfügen über ein Zertifikat als Anwender der Seilklettertechnik.

So wurden dem Solitärbaum voraussichtlich 400 weitere Lebensjahre geschenkt, in denen er nicht nur den für uns alle lebenswichtigen Sauerstoff produzieren sondern auch in jedem Herbst viele mit seinen Früchten erfreuen kann.

100 Jahre alter Esskastanienbaum gerettet

NAMEN UND NEUIGKEITEN

Hephata-Werkstätten präsentieren sich auf Gladbacher Frühjahrsausstellung

Bei der Endverbraucher-Messe „Frühjahrsausstellung“ vom 26.2. bis 6.3.05 präsentierten sich die Hephata-Werkstätten gemeinsam mit der traditionsreichen Korschenbroicher Brauerei Bolten. Der optisch sehr ansprechend gestaltete Stand



wurde während der neun Veranstaltungstage von über 100.000 Menschen besucht.

Die Besucher konnten sich zu akzeptablen Preisen mit Getränken der Bolten Brauerei und kulinarischen Köstlichkeiten stärken, die der Catering- und Partyservice der Betriebsstätte Benninghof zubereitete. Nachdem für das leibliche Wohl gesorgt war, konnte man dann am Hephata-Stand seinen Ostereinkauf machen und unter den Produkten des Kreativ-Bereichs der Betriebsstätte Ertstraße und des Gartenshops auswählen.

Mit einer Film-Präsentation wurden dem Ausstellungsbesucher auch alle weiteren Produktionsbereiche der Hephata-Werkstätten gGmbH nahegebracht.



„Förderverein der Hephata-Wohngruppen Essen“ gegründet

18 Eltern bzw. Angehörige von Bewohnerinnen und Bewohnern der sieben Hephata-Wohngruppen in Essen trafen sich am 1. Februar 2005 zur Gründungsversammlung des „Fördervereins der Hephata-Wohngruppen Essen“. Ziel und Zweck des neuen gemeinnützigen Vereins wird im Paragraphen 2 seiner Satzung formuliert. Dort heißt es: „Der Verein hat den Zweck, Menschen mit Behinderung zu fördern und zwar insbesondere in den Hephata-Wohngruppen Essen durch

- Lobbyarbeit zur Integration von Menschen mit Behinderung
- Förderung der Öffentlichkeitsarbeit und der Belange von Menschen mit Behinderung

- Unterstützung von Freizeitaktivitäten und Urlaubsfahrten
- Mitgestaltung von Festen und Veranstaltungen der Wohngruppen
- zusätzliche Anschaffung von Einrichtungs- und Ausstattungsgegenständen
- das Sammeln von Spenden.“

Die 18 Gründungsmitglieder wählten in den Vorstand des Vereins: Andrea Schulz, 1. Vorsitzende; Silke Gleibs, 2. Vorsitzende; Ariette Küchner, Schriftführerin und Sabine Gleibs, Kassiererin. Hinzu kommt Iris Roolant in ihrer Funktion als Abteilungsleiterin und damit geborenes Mitglied des Vorstandes.



Der jährliche Beitragssatz wurde auf mindestens 12,- Euro festgesetzt, mit der Option sich selbst darüber hinaus einzustufen. Erste Aufgaben des Vereins werden die Gewinnung weiterer Mitglieder sein sowie die Mitgestaltung der Jubiläumsfeier „10 Jahre Hephata-Wohngruppen Essen“, die auf den 18. September 2005 terminiert ist.

Dieter Kalesse



Was bedeutet dir eigentlich Kirche?

Interview mit Uli Nolte, geführt von Heike Aring

Foto: Britta Schmitz

Was bedeutet für dich die Kirche?

Ich gehe regelmäßig zur Kirche. Ich finde es schön mit anderen in der Gemeinschaft zusammen zu sein.

Seit wann gehst du regelmäßig zur Kirche?

Seit Ostern 1993. Da bin ich in der Düsseldorfer Straße eingezogen. Ich musste erst mal gucken, wo eine katholische Kirche in der Nähe war. Ich bin zu Hause auch regelmäßig mit meinen Eltern in die Kirche gegangen.

Wie ist denn dein Interesse an der Kirche entstanden?

Als Kind geht man mit den Eltern gemeinsam zur Kirche. Ich hatte auch Phasen, wo ich nicht mitgehen wollte. Ich wollte das freiwillig machen und seit ich auf der Düsseldorfer Straße wohne, mache ich das freiwillig. Ich habe irgendwann das Gefühl bekommen, dass es doch was bringt in die Kirche zu gehen, und dann ging ich wieder regelmäßig.

Liest du regelmäßig in der Bibel?

Nein. In der Bibel lese ich nicht regelmäßig.

Kannst du dir vorstellen in der Kirche tätig zu sein?

Das kann ich mir vorstellen, und ich würde das auch gerne machen. Ich weiß nur nicht wie man daran kommt, z.B. würde ich gern Lesungen vortragen.

Wie findest du gemütliches Beisammensein in der Kirche?

Das finde ich gut. Am ersten Sonntag in der Fastenzeit gehen wir nach der Messe zum Fasten-Essen. Man gibt eine Spende. Da kann man sich unterhalten.

Gibst du regelmäßig eine Spende?

In Messen wird ja schon mal gesammelt für notleidende Menschen, da gebe ich was, wenn ich kann.

Was macht für dich die Kirchengemeinde aus?

Dass ich unter Leuten bin. Gemeinschaft habe ich auch in der Wohnung und auf der Arbeit. Das ist wo mehrere Menschen zusammen sind, das hat nicht unbedingt was mit der Kirche zu tun.

Hast du als Kind etwas in deiner Gemeinde gemacht?

Eigentlich nicht. Ich bin mit meinen Eltern zur Kirche gegangen. Ich hatte Taufe und Kinderkommunion und Firmung - was man so als Kind in der Kirche macht. Ich war aber kein Messdiener oder im Chor.

Was erwartest du in Zukunft von der Gemeinde?

Ich würde mir wünschen, dass mehr Angebote für jüngere Menschen gemacht werden.

Heike Aring ist Redakteurin der Bewohner-Zeitung Zukunftsleben



Neu sehen

Text: Nikolaus Schneider Foto: Britta Schmitz

Wir Menschen wissen schon, dass wir es nicht tun sollten; aber wir tun es, weil es uns zur eigenen Orientierung nützlich erscheint: Wir legen Mitmenschen auf bestimmte Rollen fest. Damit verbinden wir unsere Klischees, d.h. wir glauben zu wissen, wie Menschen „dieser Art“ sind. Zugleich haben wir unsere Rezepte, was für die jeweilige Spezies gut ist und wie diese sich besser verhalten sollte.

Da sind zum Beispiel die durch ihre Unnahbarkeit, knitterfreie Anzüge und Aktenkoffer uniformierten Herren, die gar nicht mehr wissen, wie es den einfachen Leuten geht, und die anders entscheiden würden, wenn sie selbst mit monatlich 320,- Euro aus Hartz IV wirtschaften müssten.

Da sind zum Beispiel jene, die von Älteren gern mit „etwas zurückgeblieben“ beschrieben und die von Jüngeren schlicht als „Mongis“ betitelt werden. Jene also, die es doch eigentlich ganz gut haben in den modernen Einrichtungen, meistens gut drauf sind und wegen ihrer Kindlichkeit natürlich Betreuung benötigen.

Gründlich durchbrochen werden festgelegte Rollenklischees im nachfolgenden Text aus dem Markus Evangelium:

Und sie kamen nach Jericho. Und da er aus Jericho wegging, er und seine Jünger und eine große Menge, da saß ein Blinder, Bartimäus, des Timäus Sohn, am Wege und bettelte. Und als er hörte, dass es Jesus von Nazareth war, fing er an zu

schreien und zu sagen: Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich mein! Und viele bedrohten ihn, er sollte stillschweigen. Er aber schrie noch viel mehr: Du Sohn Davids, erbarme dich mein! Und Jesus stand still und sprach: Rufet ihn her! Und sie riefen den Blinden und sprachen zu ihm: Sei getrost, stehe auf! Er ruft dich! Und er warf seinen Mantel von sich, sprang auf und kam zu Jesus. Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Was willst du, dass ich dir tun soll? Der Blinde sprach zu ihm: Rabbuni, dass ich wieder sehen kann. Jesus aber sprach zu ihm: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen. Und alsbald konnte er wieder sehen und folgte ihm nach auf dem Wege. (Markus 10, 46 – 52)

Bartimäus, der mit seinen Augen nicht sehen kann, nimmt sensibel wahr, was die Menschen, die an seinem festgelegten Bettler-Platz vorüber gehen, berichten und erkennt: Jesus ist der angekündigte Messias, Sohn Davids. Er schreit, Jesus möge sich ihm zuwenden. Damit durchbricht er, die ihm zugewiesene gesellschaftliche Rolle. Der klassische Mechanismus – vor 2.000 Jahren wie heute – greift

sofort: Viele bedrohen Bartimäus, er solle schweigen, er soll in seiner Rolle bleiben. Bartimäus lässt sich nicht einschüchtern. Er ruft lauter. Und Jesus interveniert: er steht still. Jesus unterbricht also den laufenden Prozess und ermöglicht den Beteiligten damit Wahrnehmung. Er kehrt die Verhältnisse um, bringt die, die Bartimäus in seiner Rolle festschreiben wollen, dazu ihn zu Jesus zu rufen. Für den blinden Bartimäus heißt das offensichtlich: jetzt oder nie. Schlagartig verlässt er seine ihm zustehende Rolle, wirft seinen Mantel von sich und springt auf. Bartimäus steht Jesus jetzt gegenüber. Er, Jesus, der es nach unseren Vorstellungen doch wissen müsste, fragt Bartimäus nach seinem Bedarf: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ Jesus maßt sich also nicht an von vornherein zu wissen, was für Bartimäus gut ist. Er stülpt ihm nichts über. Bartimäus bittet darum, wieder sehen zu können. Markus berichtet, dass es so geschieht und dass Bartimäus sich von da an zur Gemeinde zählt.

Keine Frage, Menschen mit Behinderung gehören zur christlichen Gemeinde. In der Praxis – das zeigt der Text aus dem Markus-Evangelium, und das zeigen viele Erfahrungen heute – bedarf es dazu Rollenfestlegungen zu überwinden und Klischeedenken zu verlassen.

Nikolaus Schneider ist Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland.



Die **EVANGELISCHE STIFTUNG HEPHATA** engagiert sich an der Seite von mehr als 2000 Menschen mit Behinderung an 12 Orten in NRW. Mit individuellen **Assistenzangeboten** zum Wohnen und Arbeiten, sowie mit Beratungs- und Bildungsangeboten unterstützt sie Menschen auf deren Weg zu **Selbstbestimmung** und **Integration**.



Ein Besuch in Hephata - nach 60 Jahren

Text: Eckhard Goldberg Fotos: Udo Leist, Dieter Kalesse

Sechzig Jahre später ging sie wieder wie damals „den Berg hinauf“, wie sie sich an diesem Novembertag 2004 erinnerte. Sie war aus dem östlichen Ruhrgebiet zusammen mit ihrem Sohn gekommen, der die 84jährige Mutter zum Ursprungsgelände der Evangelischen Stiftung Hephata nach Mönchengladbach begleitet hatte: Frau Erika Nötzel, geborene Jakszt.

Vom damaligen Wohnort, dem Essener Westen, sei sie einige Male nach Mönchengladbach gefahren, wo ja ihr Bruder Heinz Jakszt von 1939 bis 1943 im Bodelschwingh-Haus gelebt habe.

Heinz war im Alter von 9 Jahren - von einem Anstreichergerüst vor dem Wohnhaus - auf den Kopf gefallen.

Der Vater hatte gewarnt. Heinz spielte aber mit anderen Kindern weiter auf diesem Gerüst nachlaufen und stürzte ab. Zunächst schien die Verletzung am Hinterkopf nicht so erheblich zu sein. Es stellten sich aber doch Probleme ein: Heinz erlitt immer häufiger Anfälle mit Bewußtlosigkeiten.

Die Mutter starb, als er 14 war. Der Vater und die Schwester Erika - nur drei Jahre älter als ihr Bruder - waren in dieser Situation hilflos und baten ihren Essener-Frohnhauser Gemeindepfarrer Moog um Rat, der schließlich „Hephata“ Mönchengladbach als Wohn- und Lebensmöglichkeit für Heinz empfahl.

Es dauerte noch bis zum Herbst 1939. Es war die Zeit, als Deutschland den Zweiten Weltkrieg angefangen hatte. Heinz Jakszt war 16. Zur Untersuchung wurde er in die Bonner Jugend-Psychiatrie aufgenommen, die die wiederkehrenden Anfälle als „cerebrales Krampfleiden“ befandete und Heinz dann - wie vom Essener Pfarrer geraten - in die seinerzeit so benannte „Evangelische Bildungs- und Pflegeanstalt Hephata in Mönchengladbach“ (heute: Mönchengladbach) überwies.

Vier Jahre lebte Heinz Jakszt in Hephata. Er sei gutmütig und zu Streichen aufgelegt gewesen, ist in seinem Personalbogen noch nachzulesen. Er habe in der Schäl-Küche gearbeitet und Mitbewohnern

auf der Station geholfen. Auch Fotos von Heinz aus dessen Bonner und Mönchengladbacher Zeit gibt es - außer den dünnen medizinischen Eintragungen des „Anstalts-Arztes“.

Zeitwechsel:

Wir saßen an diesem Novembertag 2004 mit der Schwester von Heinz Jakszt, Frau Nötzel - und ihrem Sohn, im Hephata-Café. Es steht etwa an der Stelle, an der das - im Krieg zerstörte - Haus stand, wo Heinz auch gelebt hatte. Die Zeit von damals - vor 60 Jahren - schien in den Gesprächen und Gängen auf dem Hephata-Gelände zum „Heute“ geworden zu sein. Und Vorstellungen, Gedanken kamen auf - wie:

- würde die Kopfverletzung bei Heinz nicht heute genauer beobachtet und behandelt werden?
- würde Heinz nicht heute wegen der Anfälle gezielt medikamentös eingestellt werden und damit auch erträglicher leben?
- würde Heinz nicht heute in einer der sieben familiär gehaltenen Wohnungen

leben, die „Hephata“ inzwischen auch in Essen eingerichtet hat - nah: bei der eigenen Familie, nah: zur gewohnten Umgebung?

Der Besuch in Hephata - nach 60 Jahren - führte auch zum jetzt freien Platz der im Krieg ebenfalls zerstörten Kirche - über die noch erhaltene Ziegelstein-Treppe. Wo die Kirche einmal stand, hatte der Künstler Friedrich Stachatz 1991 den „Platz für das Leben“ gestaltet. 1993 folgte - vor dem gemauerten Altartisch - eine Schiefertafel mit der Schrift :

ZUM GEDENKEN AN DIE IN
NATIONALSOZIALISTISCHER ZEIT
AUS HEPHATA UND BENNINGHOF
WEGGEFÜHRTEN UND ERMORDETEN
MENSCHEN

Am Volkstrauertag - eine Woche zuvor - hatte der Hephata-Direktor, Pfarrer Dr. Johannes Degen, im Gottesdienst in der neuen Kirche zum Gedenken die 180 ermordeten Menschen bei ihren Namen genannt.

Und jetzt erst - nach dieser langen Zeit - hat Erika Nötzel erfahren, was auf dem Straßenschild unter dem Namen ihres Bruders noch steht:

„Hephata-Bewohner, im Nov. 1943 durch die Euthanasieaktion ermordet“

Eine Todesnachricht - unmittelbar nach dem Tod ihres Bruders - hatte Frau Nötzel damals nicht erhalten. Im Sommer des folgenden Jahres kam die Frau eines Essener SA-Mannes zu ihr und teilte ihr mit, dass Heinz an einer Lungenentzündung gestorben sei - in der „Landesheilanstalt Hadamar“. Dass sich hinter dieser Bezeichnung eine staatliche Tötungsanstalt verbarg, ahnte Frau Nötzel nicht. Sie wollte sich damals sobald wie möglich nach dort auf den Weg machen und einen Kranz auf das Grab ihres Bruders legen.

Er hatte ihr noch - eine Woche vor seinem Tod - zu ihrem Geburtstag gratuliert, und sie hatte ihm dafür gedankt.

180 Menschen aber - außerhalb der direkten Einsichtnahme durch die Hephata-Leitung - wurden an verschiedenen Orten getötet durch Nahrungs-entzug und überdosierte Medikamente. Einer von ihnen: Heinz Jakszt. An seinem Tötungs-Ort Hadamar bei Limburg steht sein Name auf keinem Grabstein.

Für seine 84jährige Schwester, Erika Nötzel, - er selbst wäre heute 81 - war der Tag in Hephata - 60 Jahre danach - verständlicherweise schwer. Vergangenheit war vorstellbar auf den Wegen, in den Gesprächen - auch mit Pfarrer Dr. Degen.

Frau Nötzel las auf dem Straßenschild im Hephata-Gelände den Namen ihres Bruders - wieder. Wie sie werden ihn Bewohner und Mitarbeiter von Hephata und Mönchengladbacher Bürger insgesamt lesen und wieder lesen und erinnern.

Eckhard Goldberg ist Pfarrer im Ruhestand.



Erika Nötzel, geborene Jakszt

Anschließend gingen die Gottesdienst-Teilnehmer zu der Gedenkstätte.

Dr. Degen sprach den 121.Psalm. Vers 7 ist der Konfirmationsspruch von Heinz Jakszt gewesen. Stand dem Essener Gemeindepfarrer der weitere Weg seines Konfirmanden vor Augen, als er für ihn auswählte:

„Der Herr behüte dich vor allem Übel, er behüte deine Seele.“?

Von diesem Gedenk-„Platz für das Leben“ - mit der Tafel für die Bewohner von Hephata und vom Benninghof, die vor 60 Jahren als „lebensunwert“ verachtet wurden - fällt der Blick auf das Straßenschild mit dem Namen eines von ihnen:

„Heinz-Jakszt-Weg“

Im Mai 2004 wurde dieses Straßenschild auf Vorschlag der Hephata-Leitung offiziell durch die Stadt angebracht.

Die Frau des SA-Mannes redete ihr die Reise aus. Ein Bomben-Alarm kam hinzu. Die Fahrt zu einem möglichen Grab gab es nie. Frau Nötzel lebte 60 Jahre mit der falschen Nachricht.

In der Mehrheit haben Hephata-Bewohner von dem Schlimmsten verschont werden können. Eine Ausnahme bildeten drei jüdische Bewohner, die 1941 „abgeholt“ wurden. Fragebögen aus Berlin zum Befinden der Bewohner waren in Hephata nicht ausgefüllt worden. Mehrere kirchliche Einrichtungen - wesentlich unterstützt durch den Betheler Pastor von Bodelschwingh - konnten einander in diesem indirekten Widerstand bestärken.

Dann kam im Frühjahr 1943 der offizielle Befehl, Hephata zu räumen, um für ein Ausweichkrankenhaus Platz zu machen. Viele Bewohner konnten noch in kirchlichen Häusern bewahrt werden.

Aus der Botschaft der Evangelischen Stiftung Hephata:

„Es ist unsere Überzeugung und Erfahrung, dass Anstalten und große Heime eine Sonderwelt am Rande und außerhalb unseres durchschnittlichen Alltags darstellen, die den Menschen mit Behinderung wesentliche Möglichkeiten eines selbstbestimmten Lebens vorenthalten. Außerdem können wir uns der Einsicht nicht verschließen, dass die Konzentration von Menschen mit Behinderung in Anstalten eine wichtige Voraussetzung für die massenhafte Ermordung dieser Menschen war, die man als ‚lebensunwert‘ ansah. (...)“

Aktuelle Termine

was liegt an - was ist wichtig - was sollte man nicht verpassen

April 2005

Freitag, 22. April

20.00 Uhr Eröffnung der Ausstellung
„Spontantität - Identität - 10 Jahre Hephata-Projekt
,Querformat '95'“
im Café BISquit
Bismarckstraße 97, Mönchengladbach
Dauer der Ausstellung bis zum 13. Juni 2005

Mai 2005



Samstag, 21. Mai

12.00 Uhr bis 20.00 Uhr
Sommerfest auf dem Benninghof unter dem Motto
„Drunter & Drüber“
Benninghofer Weg 82, Mettmann

ab 14.00 Uhr
Motorrad-Gespannfahrer-Treffen
am und um das „Zentrum für Aktivitäten und
Kommunikation“ (ZAK)
Karl-Barthold-Weg 16, Mönchengladbach

25. bis 29. Mai 2005 in Hannover

30. Deutscher Evangelischer Kirchentag
alle Informationen zum Hephata-Stand auf dem Markt der
Möglichkeiten finden auf den Seiten 12 und 13 dieses
Magazins

Juni 2005



Montag, 20. Juni und Dienstag, 21. Juni

Symposium
„Dezentralisierung - Regionalisierung - Anstaltsauflösung
- eingefahrene Gleise verlassen -
von der Vision zur Umsetzung“
Zielgruppe: Entscheidungsträger in Diakonie und Caritas
Hephata-Kirche, Hephataallee 4, Mönchengladbach

Samstag, 25. Juni

14.00 Uhr bis 17.00 Uhr
Schulfest der Hans-Helmich-Schule
Benninghofer Weg 82, Mettmann

Juli 2005

Freitag, 1. Juli

14.00 Uhr bis 22.00 Uhr
Sommerfest auf dem Stiftungskerngelände
Gustav-Wagner-Weg, Mönchengladbach

**Das nächste HephataMagazin
zum Thema „30 Jahre Hephata-Werkstätten“
erscheint im Juli 2005.**



Wir sind Ihre Bank

Die KD-Bank betreut Institutionen aus Kirche und Diakonie und deren Mitarbeiter. Auch Privatpersonen, die sich in Kirche und Diakonie engagieren, sind herzlich willkommen.

Sie wünschen passende Lösungen für Ihre Bankgeschäfte? Dann sind Sie bei uns an der richtigen Adresse. Als Genossenschaft gehören wir den Institutionen aus Kirche und Diakonie, unser Auftrag ist die Förderung unserer Eigentümer und Kunden. Wir beraten offen, kompetent und fair – Fremdinteressen spielen bei der KD-Bank keine Rolle.

Wir freuen uns auf ein Gespräch mit Ihnen!

www.KD-Bank.de



Gemeinsam auf den Weg.

Duisburg

Am Burgacker 37
47051 Duisburg
Fon 0203-2954-0
Fax 0203-2954-161
Duisburg@KD-Bank.de

Münster

Friesenring 40
48147 Münster
Fon 0251-20201-0
Fax 0251-20201-186
Muenster@KD-Bank.de

Berlin

Ziegelstraße 30
10117 Berlin
Fon 030-308891-0
Fax 030-2816082
Berlin@KD-Bank.de

Magdeburg

Leibnizstraße 50
39104 Magdeburg
Fon 0391-59704-0
Fax 0391-59704-586
Magdeburg@KD-Bank.de

Impressum

HephataMagazin

Einblicke - Ansichten - Ausblicke
4. Jahrgang

Herausgeber:

Evangelische Stiftung Hephata
Hephataallee 4
41065 Mönchengladbach
Direktor PD Dr. Johannes Degen
Telefon: 0 21 61 / 246 - 0
Telefax: 0 21 61 / 246 - 212
E-mail: post@hephata-mg.de
Internet: www.hephata-mg.de

Beirat:

Superintendent Klaus Eberl, Wassenberg;
Ulrike Falkenberg, Mettmann;
Dr. Monika Seifert, Berlin;
Prof. Dr. Hans-Christoph Vogel, Mönchengladbach

Redaktion:

Dieter Kalesse
Telefon: 0 21 61 / 246 - 199
E-mail: dieter.kalesse@hephata-mg.de

Konzept / Grafik Design:

Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign,
41466 Neuss, Tel.: 0 21 31 - 74 54 88

Layout:

Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign
Britta Schmitz, Ev. Stiftung Hephata - Abt. Kommunikation

Druck:

Hermes Druck und Verlag GmbH, 40221 Düsseldorf

Spendenkonto:

1112
KD-Bank, Duisburg
BLZ 350 601 90

Alle Freunde und Förderer der Evangelischen Stiftung Hephata erhalten das HephataMagazin kostenlos.

Copyright©

Evangelische Stiftung Hephata, Udo Leist - Kommunikationsdesign

Alle Rechte vorbehalten, fotomechanische oder elektronische Wiedergabe auch einzelner Teile sowie Nachdruck nur mit Quellenangabe und Genehmigung des Herausgebers.

Die Evangelische Stiftung Hephata ist Mitglied in:

Diakonie

Brüsseler Kreis

VdDD
Verband diakonischer Dienstgeber
in Deutschland

BeB
Bundesverband
Evangelische
Berufshilfen

Wenn Empfänger verzogen, bitte mit neuer Anschrift zurück an Absender:
Evangelische Stiftung Hephata
Hephataallee 4 - 41065 Mönchengladbach

Deutsche Post AG
Entgelt bezahlt
41199 Mönchengladbach

